Ein schweizerischer Roman aus dem 17. Jahrhundert und sein Verfasser.

Von

Ludwig Hirzel.

Separatabdruck aus dem Sonntagsblatt des „Bund".

Bern.
Buchdruckerei Jent & Co.
1893.

832R83
DH61
pam

Es ist bekannt, daß schon um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gegen die aus Welschland nach Deutschland gekommene Romanlitteratur, die aber in den folgenden Jahrzehnten noch immer mehr Verbreitung, Uebersetzung und Nachahmung fand, von verschiedenen Seiten her Opposition erhoben worden ist.

Schon Hans Michael Moscherosch eiferte 1642 in verschiedenen Kapiteln seiner berühmten „Geschichte Philanders von Sitterwald" gegen die „Lumpenbücher", später, zu Ende der sechziger Jahre, trat der holsteinische Theologe und Dichter Johann Rist in seiner „Alleredelsten Zeitverkürzung" gegen die „Romans" auf, von denen er sagt, daß „etliche derselben von gar liederlichen und nichtswürdigen Sachen handeln, andere aber so abscheuliche und handgreifliche Lügen hervorbringen, daß sie der Amadis" — das erste und große Vorbild der Romanschreiber — „nicht ärger hätte bedenken können." Zu Ende des Jahrhunderts erscheint dann unter den Gegnern der Romanlitteratur, die eben in Philipp von Zesens Romanen, in H. A. v. Zieglers „Asiatischer Banise" (1688) und in Lohensteins „Arminius und Thusnelda" (1689) den Höhepunkt ihrer Entwicklung oder Ausartung gefunden hatte, als einer der eifrigsten der Zürcher Geistliche Johann Gotthard Heidegger, dessen „Mythoscopia Romantica oder Diskurs von den so benannten Romans" (1698), auf mehr als 200 Seiten gegen die abenteuerliche und sinnliche Romandichtung damaliger Zeit in teilweise höchst energischen und derben Worten sich wendet. Dem zürche-

29902

rischen Geistlichen ist der holsteinische in seiner Verurteilung der Romane lange nicht weit genug gegangen. Rist wird von Heidegger verhöhnt, daß er sein Exemplar des Amadis, den er doch als ein leichtfertig schlimmes Buch ziemlich ausgescholten, einer schönen Dame gegeben und sich dafür einen Ring von zwanzig Thalern im Werte, einen Mörser für seine Hausapotheke und zwei paar seidene Strümpfe habe schenken lassen. Rist, sagt Heidegger, war Mitglied einiger teutschen Gesellschaften und „weil diese viel mit Aufsetzen und Transferieren allerley Romans beschäftiget gewest, ist ihm nicht frei gestanden, sie überall zu verwerfen". Um so rücksichtsloser zieht Heidegger nun gegen die Romane zu Felde. Er spottet über die Mistorien, die dieselben auftischen, über die Episoden, die sie enthalten und die ineinanderstecken, wie die Häute einer Zwiebel; er sagt, anstatt zu löblichen Dingen anzufrischen, lehren die Romans lefflen und dantzen und zu den Hinterthürl einschlieffen und der Weiber Fußlumpen werden, und meint, Romane zu lesen sei ebenso ein Zeitverderb, „als auf der Straße Steine auflesen und sie per Spaß hin- und herschmeißen." „Die Romans setzen das Gemüt mit ihren gemachten Resolutionen, freien Vorstellungen, feurigen Ausdrückungen und andern bunten Händeln in Sehnen, Unruh, Lüsternheit und Brunst, nehmen den Kopf ganz als in Arrest, setzen den Menschen in ein Schwitzbad der Passionen, verderben folgens auch die Gesundheit, machen Melancholicos und Duckmäuser, der Appetit vergeht, der Schlaf wird verhindert und wälzt man sich im Bett herum als wie die Thür im Angel, den zu anderem tüchtig gewesten Geist machen sie träg und überdrüssig, berauben und belästigen das Gedächtnis, verhindern Geschäfft und studieren und endlich anstatt Wissenschaft beyzubringen, scharren sie etwas zusammen, was schlimmer ist, als jede Ohnwissenheit." Heidegger will nichts davon wissen, daß, wie man

oft höre, den Romanen eine symbolische Bedeutung zukomme: „Es wil zwar Harsdörffer [der bekannte Verfasser des Nürnberger „Poetischen Trichters“] von der Diana [der Schäfer-Erzählung des Spaniers Montemajor] und andern dergleichen Spilen außgeben, daß darin durch die schöne bebuhlete Weiber und Nymphen Tugenden und Künste verstanden werden; aber die selbige Lumpenschäferei gelesen haben, verstehen schon, daß es ein unerfindliche eitle Beschönung ist, und wil ich schwehren dörfen, daß weder der Verfasser daran gedacht, noch under allen Lesern ein einziger veranlaßt worden, an Kunst und Tugend nur zu gedenken.“ Heidegger sagt: „nicht die Liebe, sondern die Brunst und Holdschaft ist das eigentliche Thema der Romane,“ und weil es „unläugbar ist, daß der Mensch der größte Aff ist, der meint, er müsse alles nachthun,“ so sei die Wirkung des Romanlesens eben auch eine schlechte: „Wer bei den Hunden schläft, stehet mit Flöhen wieder auf!“ An einer andern Stelle sagt Heidegger: Liebe und Buhlerei sei der Zettel in diesem Gewebe der Dichtung, der Einschlag aber sei auch nicht viel anderes: Schönheiten, lüsterne Brunsten, Eifersuchten, Rivalitäten, Liebesliste, Entführungen, Irrreisen, Verzweiflungen, begonnene oder vollbrachte Selbstmorde, Zweikämpfe, Seestürme, Gefangenschaften, Kriege, Blutbäder u. s. w. Er spricht im besondern von vielen der deutschen Romane und nennt sie einen „ohnbeschreiblichen Mist“; er sagt: „Der muß ein monstrum memoriae sein, der über dem letzten Buch des Arminii (von Lohenstein) sich noch erinnert, was er in dem ersten gelesen“ und meint: „Die Romane mögen zu Schanden gehen durch was Wege sie wollen, wenn sie nur zu Schanden gehen.“

Indessen was Moscherosch und Rist und Heidegger und andere gegen den Roman vorbrachten, ist im Grunde ohne jede nennenswerte Wirkung geblieben und die theoretische Gegnerschaft der genannten Männer und anderer, die

ihnen in ihrer Feindschaft gegen den Roman Folge leisteten, hat im Grunde nur den praktischen Erfolg gehabt, daß zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Theorie der Dichtkunst, die Poetik, den Roman nicht mehr, wie sie früher gethan hatte und später auch wieder that, als besondere Gattung der Poesie mit aufzählte: „Die Diskurse der Malern" haben ihn vom künstlerischen, Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen" vom moralischen Standpunkt aus verurteilt und erst in den letzten Auflagen der „kritischen Dichtkunst" hat ihm Gottsched unter den Gattungen der Poesie einen Platz wieder angewiesen.

Die theoretische Gegnerschaft gegen den Roman, von der in den vorstehenden Zeilen gesprochen worden ist, war aber durchaus nicht der einzige Weg, auf dem man im siebenzehnten Jahrhundert gegen die „verderblichen" Schriften gegen die „Narreteidungen" der Romane zu Felde zog.

Bekannt ist, namentlich aus der Geschichte der spanischen und französischen Litteratur, daß man die Romanschreiber auch auf ihrem eigenen Gebiete und mit ihren eigenen Waffen schlagen, d. h. daß man Romane mit Romanen bekämpfen wollte: Cervantes „Don Quichote", schon 1615 fertig erschienen, aber weit über das Jahrhundert hinaus wirksam, und immer wieder neu gedruckt, und Charles Sorels „Francion" und der „Antiroman" desselben Autors, « Le berger extravagant », zuerst 1627, sind hiefür ebenso frühzeitige, als berühmte Beispiele.

Während aber auf dem Gebiete der romanischen Litteraturen die Bekämpfung der Romane durch Romane einen wesentlich satirischen Charakter trug, wurde dasselbe auf deutschem Boden zu etwas späterer Zeit in mehr ernsthafter, moralisierender Weise unternommen. Es scheint bisher wenig beachtet worden zu sein, aber es ist thatsächlich der Fall gewesen, daß auch auf deutschem Sprachgebiete im siebenzehnten Jahrhundert Romane geschrieben worden sind, die den erwähnten polemischen Charakter,

und zwar ganz und ausschließlich, tragen. Und zwar ist es insbesondere der sinnlich-lüsterne, abenteuerlich-aufregende Inhalt der Romane, der die Sitten schädige und der die Leser von Tugend und Gottesfurcht entferne, gewesen, dem man etwas Besseres entgegenzustellen sich vornahm. Man hat auch in deutschen Landen den Versuch gemacht, durch umfangreiche und abwechslungsvolle Erzählungen, durch eine andre Art von Romanen, welche Tugend und Frömmigkeit feiern, im übrigen aber in Bezug auf Reichhaltigkeit des Inhalts es den zu bekämpfenden gleichthun sollten, die modischen „sittenlosen" und „atheistischen" Bücher aus dem Felde zu schlagen.

Von Beispielen einer solchen polemischen Romanpoesie im Deutschen ist freilich in den litterarhistorischen Werken keines als solches verzeichnet zu finden; auch scheint in der That diese Litteraturgattung im Deutschen nicht eben zahlreich vertreten zu sein. In den folgenden Blättern soll indessen auf einen großen Roman aufmerksam gemacht werden, der, schweizerischen Ursprungs, ganz in dem oben angedeuteten Sinne geschrieben ist und den weder Gödekes inhaltreicher „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung", noch auch die übrigen deutschen litterarhistorischen Werke erwähnen, ja den auch Bächtold in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz" ganz übersehen hat.

Der Titel des Buches, von dem hier die Rede ist, und das sich unter den Schätzen der Berner Stadtbibliothek befindet, lautet folgendermaßen:

„Ausforderung mit Allerdemüthigst gebotenem Vernunft-Trutz an alle Atheisten, Machiavellisten, gefährliche Romane und falsch politische Weltkinder zu einem Zweikampf auf den Plan kurtzweiliger Dichtung mit dem Schwerdt der sonderbaren Beweisthumben: Also ein Gedichte mit Wahrheit besprengte Historia von Philologo, einem portugiesischen

Cavalieren, und Carabella, einer Kaiserin in China."

Der Verfasser des Buches war ein Kapuziner aus Schwyz. Die Titelschrift des Buches fährt (nach den oben angeführten Worten) weiter fort:

„Durch V. P. F. Rudolphum (Suitens(em) Capuc. Prov(inciae) Helvet(icae). Cum licentia superiorum. "*) Und schließlich heißt es: Gedruckt zu Zug, bey und durch Heinrich Ludwig Moos, zu finden bey Hrn. Damian Müller allda. 1686.

Das Werk dieses Pater Rudolf hat 3 Bände; der zweite ist gedruckt in Baden, bey und durch Joh. Ludwig Baldinger (1687), der dritte wieder in Zug, bey und durch Franz Carl Rooß, und in Verlegung Hrn. Damian-Müller allda, 1688. Während der erste Teil neben zweiundzwanzig unpaginierten Seiten zu Anfang (dieselben enthalten den „herzwolmeinenden und dem günstigen Leser zu wissen notwendigen" Vorbericht), und hundertneun ebensolchen am Schluß tausendundsiebenundachtzig Seiten umfaßt, enthält der zweite, die sieben Blätter zu Anfang und die elf am Schluß nicht mitgerechnet, vierhundertzweiunddreißig Seiten und der dritte wiederum siebenhundertundfünf, man sieht eine stattliche Anzahl von Bogen, auf denen sich sicherlich mancherlei erzählen ließ.

Der Verfasser des Buches, wenn zunächst von diesem hier noch etwas zu sagen erlaubt ist, hat nicht bloß diesen Roman verfaßt. Er hat, wie mit Hülfe der Kataloge der

*) Als solche Superiores haben sich, neben dem Ordens-General Carolus Maria zu Rom, die Herren F. Julius Lucernensis Capuc. Definitor et Guardianus und Fr. Gervasius Brisacensis Capucinus et SS. Theologiae Lector Indig. in Solothurn (unterm 9. Juni 1685), sowie Joh. Jac Schmid, SS. Theol. Doct. Proton. Apost. Comissar-Episc. Venerab. Capit. Tugio-Bremgart. Decan et Loci Paroch. Librorum Censor, in Zug (unterm 16. November 1685) verewigt.

Zürcher Stadtbibliothek und der Berner Hochschulbibliothek zu ermitteln war, als streitbarer Theologe eine ganze Anzahl anderer Schriften geschrieben und, wenn es auch nicht die Absicht der vorliegenden Zeilen sein kann, auf den Inhalt derselben näher einzugehen, so ist doch ein Blick auf dieselben von Interesse und für die Kenntnis der Lebensumstände und anderer Verhältnisse des Verfassers unseres Romans direkt und indirekt nicht ohne Bedeutung.

Durch die sämtlichen theologischen Schriften des Pater Rudolf geht die Tendenz: die alleinige Wahrheit der römischkatholischen Kirche, die Unfehlbarkeit des Papstes, der Konzilien ꝛc., überhaupt der römischen Tradition zu erweisen, insbesondere aber auch seine katholische Religion auszubreiten und ihr den Boden wieder zurückzugewinnen, den die römische Kirche, vor allem auf dem der Wirksamkeit des Paters zunächst liegenden Gebiete, durch die Reformation verloren hatte. Dieses Gebiet ist, wie wir aus Rudolfs erster uns vorliegender theologischer Schrift ersehen, das reformiert gewordene Gebiet des Landes Glarus. Die Schrift aber, in welcher sich der Pater Rudolf in der angedeuteten Weise als römischer Proselytenmacher zunächst vorstellt, ist betitelt: „Ein kostbarer Schatz, das ist: Fünfzehn gute Rathschläg eines wahren Freundes der Evangelischen Glarneren. Gestellt durch V. P. F. Rudolphum von Schweitz, Capuzinern der Schweitzerischen Provintz. Mit Genehmhaltung der Oberen. Zug, bey Frantz Carl Rooß. Im Jahr Christi 1695. 244 Seiten, 8°.

Die Schrift, welche der Drucker derselben, Francise Stöcklin, Burger von Zug, dem Marcellus von Aste, päpstlichen Legaten in der Schweiz, gewidmet hat, läßt den Pater Rudolf als einen feinen und schlauen Diener seiner Kirche erkennen, der unter Berufung auf Sirach 6, 14 (Ein treuer Freund ist ein starker Schutz ꝛc.) in

langen Umschweifen den evangelischen Glarnern naht, ihnen die Reformation als einen Abfall vom wahren Glauben in freundlichsten Worten zu erweisen sucht, um schließlich in folgender Weise die Rückkehr zur römischen Kirche nahe zu legen: „So kehre ich mich entschlüßlich wiederumb zu Dir, nur annoch ein paar Wort zu sagen: nemblich was Du zu thun, wenn Du Dich voller Zweifel, ob Du recht daran, oder nit, befinden wurdest; also daß Du Dich nit entschließen könntest, was zu thun: ob in Deiner Religion zu verharren oder ob in die römisch-katholische überzutretten. In diesem Paß folge demme, was da sagt der 15. Rathschlag." Ganz kurz sagt dann der 15., letzte Ratschlag der Schrift des Paters dies: „Ruffe noch eifriger den allgütigen Gott umb seine heilige Gnad an, durch die Verdienste Jesu Christi die Wahrheit zu erkennen, und also hebe nochmalen an und lise dies Büchlein, meine gegebene Rathschläg, noch einmal mit mehrerer Aufmerksamkeit und erdenke, erwäge, betrachte Alles und Jedes und lebe wohl, Amen. Das werde wahr!"

Da das ganze Büchlein nur geschrieben ist, zu erweisen, die Reformation sei eine „jämmerliche, elendeste Deformation und Verwüstung der allein wahren Kirche Christi" (s. 109), so sieht man leicht, aus welchen Gründen der immer die Freiheit des Gewissens im Munde führende Pater die Repetition seines Büchleins empfiehlt!

Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten der Schrift näher einzutreten, um so weniger, als über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers aus derselben weiter nichts hervorgeht. Aber diese Schrift Pater Rudolfs hat drei Gegenschriften hervorgerufen, welche die Schrift des Paters in Bezug auf letztern Punkt in wünschenswerter Weise ergänzen und die daher hier eine kurze Erwähnung verdienen.

Diese Gegenschriften sind sämtlich im Jahre 1695

erschienen, also unmittelbar auf des Pater Rudolf „kostbarer Schatz" gefolgt.

Die eine ist betitelt: „Sonnenblum Göttlicher Wahrheit. Das ist schriftmäßige Beantwortung eines in löblichem Land Glarus von Hrn. Josef Gartner, catholisch genannten Pfarrern zu Näfels, unzeitlich ausgesprengten Büchleins genennet: Meß-Blum. Sammt einem Anhang, darinn die Nichtigkeit der 15 Rathschlägen P. Rudolffen, eines Capuziners kürzlich entdeckt wird. Von Joh. Heinr. Fäsi, Pfarrer zu Nider-Urnen." Zürich. In Verlag Joh. Heinr. Lindinners. Gedruckt bei Michael Schaufelbergers sel. Erbin u. Christoph Hardmeyer. 242, 8°. Die andere Gegenschrift ist: „Schriftmäßige Waag-Schale, Darum der vermeinte kostbahre Schatz Pat. Rudolphi Capucini von Schwytz von denen evangelischen Landleuten löblichen Cantons Glarus in XV Rathschlägen aufgetragen, treulich abgewogen und die darin enthaltene fürnemste Religionspuncten in XV freundlichen Gesprächen zu leicht aus eigner Erfahrung erfunden worden. Durch Claudium Schobinger, gewesenen Capuciner, Pater Perfectus genannt, dießmahligen Prediger zu Zürich." Pg. 119 vg. 24. 56. Gedruckt zu Zürich, bei Michael Schaufelbergers sel. Erbin, und Christoph Hardmeyer. 425 S. 8°. Der Verfasser dieses Buches, der, ehemals ein Ordensbruder des Pater Rudolf, nachher zum Protestantismus übertrat und Pfarrer am Oetenbach, d. h. am Waisenhaus in Zürich wurde, hat seinem Buche ein Titelkupfer vorangestellt: Ein zürcher. Geistlicher hält eine Wage in der Hand; in der einen Schale liegt die Bibel, in der andern ein Meßbuch, eine Bulle und verschiedene andre Symbole römischer Kirche, die Bibel wiegt weit schwerer als alle diese und schnellt die Wagschale mit den römischen Insiquien empor; an der Seite des Tisches aber steht ein Capuziner, der sich in den Haaren kratzt. Darunter die Verse:

Mein leicht erfunden Schatz
Macht, daß ich raum den Platz
Und daß ich meinen Glatz
So kläglich reib und kratz.

Die dritte Schrift endlich heißt: „Abgegebenes Sendschreiben an Hrn. Pater Rudolf Gasser von Schweiz, des Näfelschen Capuzinerklosters Gwardian. Darinne ein Schriftmächtiger Waffensschild für die Ehr und Gottheit des Herrn Christi wider Arium den Erz-Ketzer und damit zugleich die Follkommenheit der H. Schrift in Ergründung der Glaubenssachen wider gesagten Hrn. Gwardians heiter gezeigt und was mit Verleugnung Gottes und Schändung der Hostien von einer Hexen sich merkwürdiges zugetragen beyläuffig berichtet wird." Von Antony Tschudy v. Glarus. O. O. 35 S. 8°. Am Ende: Glarus, den 9. 19. Junii 1695.

Wir erfahren aus diesen drei Schriften, auf deren theologisch-polemischen Inhalt hier weiter nicht eingetreten werden soll, über den Pater Rudolf nun folgendes: Erstens: daß sein vollständiger Name lautete: Franz Rudolf Gasser, aus Schwyz. Ferner: daß er er Guardian des Kapuzinerkloster zu Näfels war und es in seinen Bekehrungsversuchen namentlich auf die evangelischen Glarner in der Nachbargemeinde Niderurnen abgesehen hatte. Drittens: daß er an dem Feste der Näfelser Fahrt im Frühling 1695 unter freiem Himmel eine Rede gehalten und dabei äußerst heftigen Eifer erzeigt hat, sich und seine Glaubensgenossen für die „allein rechte wahre Kirche auf Erden zu erheben",*) und endlich daß er eben zu der Zeit, da Antonius Tschudy seine Schrift gegen ihn richtete, „wegen mißhelliger Konjunkturen" „von seinen anvertrauten Glarnischen Schafen

*) Das vorstehende ist, wie man sieht, ein Beitrag zu Gottfried Heers Geschichte der Näfelser Fahrt-Feier, vgl. dessen „Zur 500jährigen Gedächtnisfeier der Schlacht bei Näfels." Glarus, 1888. 222 S.

flüchtig geworden" und nach Mels, also wahrscheinlich in das dortige Kapuzinerkloster, sich begeben habe.

Sind nun diese Notizen auch nicht von besonderem Belang, so rücken sie doch immerhin einigermaßen die Gestalt des Paters aus dem Dunkel der Vergessenheit, in dem er bisher verborgen war, an ein helleres Licht und zugleich verstehen wir besser die übrige schriftstellerische Thätigkeit des Paters, die leider auf das belletristische Gebiet niemals zurückgekehrt zu sein scheint; wie denn auch, auffallender Weise, alle seine Gegner in ihren Streitschriften derselben nirgends gedenken.*)

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein so eifriger und federgewandter Mann, wie der Pater Rudolf war, die litterarischen Angriffe seiner Gegner nicht unbeantwortet gelassen hat. So ließ er denn alsobald, nachdem die Schriften seiner Gegner im Druck erschienen waren, umfangreiche Abfertigungen gegen dieselben ans Licht treten, alle mit erstaunlicher Redseligkeit abgefaßt, alle voll heftigen Eifers wider „die Zwinglianisch-Calvinischen Muggen". wie er sich einmal ausdrückt und alle von der immer wiederkehrenden Tendenz erfüllt, die katholische Religion als die allein wahre zu erweisen.

Die erste Schrift dieser Art, die Pater Rudolf erscheinen ließ, ist, allem Anscheine nach, die folgende gewesen: „Antwort über das Sendschreiben, welches Herr

*) Eine Erwähnung des Romans des Pater Rudolf findet Schreiber dieses nachträglich nur noch in einer vorher übersehenen Stelle der Vorrede zu Heideggers Mythoscopia romantica, wo es heißt: „Dazu kommt, daß nunmehr die Romans selbst, als wie die Cadmeische Brüder einander fressen und verschlingen wollen und oft ein Roman nichts andres ist, als eine Satyre oder Stachelschrift wie die der anderen, als wie Rabelais, Quichote, le Berger extravagant ꝛc. Dazu vielleicht zu zellen des berühmten Schweizerischen Capuciners P. Gassers Roman „Ausforderung" ꝛc., welcher wunderliche Titel aber mit seinem Zweikampf gegen 1000 Gegneren mich allzu sehr verdrossen gemacht. und die Lust nicht gelassen, das Buch selbst zu lesen."

Antonius Tschudi von Glarus an und wider F. Rudolphum von Schweitz Capucinern in öffentlichen Truck abgehen lassen. Gestellt durch eben denselbigen P. F. Rudolphum von Schweitz, Capucinern der Schweizerischen Provinz. Zug, gedruckt bey Frantz Carl Rooß, im Jahr 1696. Die Schrift umfaßt nur 23 Oktavseiten. Am Ende heißt es: Geben den 5. Octob. 1695.*)

Auf das Eintreten in den Inhalt derselben kann hier um so eher verzichtet werden, als über die Lebensverhältnisse des Paters aus derselben nichts Neues hervorgeht und das Gezänk über die Autorität und die Lehre des Presbyters Arius und der Streit, ob wirklich der Pater Rudolf in seiner Näfelser-Fahrt-Predigt die reformierte Religion die „galante" genannt habe, weiter kein Interesse darbietet.

Einläßlicher und auch bei weitem gröber ging Pater Rudolf gegen den zweiten seiner Gegner ins Zeug: „Augerspiegel oder Nasen-Brüllen für den Herrn Joh. Heinr. Fäsi, Prädicanten zu Nieder-Urnen im Lande Glarus, damit er bey besserer Erdaurung sehen möge, ob die fünfzehn Rathschläg Patris Rudolphi, Capucinern von Schweitz, so klein, ja gar nichtig, wie Herr Fäsi selbe als nichtig bey dem gemeinen Mann verkleineret. Welche ermeldtem Herrn Fäsi aufgesetzet A. V. P. F. Rudolphus von Schweitz, Capucinern der Schweitzerischen Provintz. Gedruckt zu Zug, verlegt und zu finden bey Herm. Franc. Stöcklein, Truckts Frantz Carl Rooß. Im Jahr Christi 1696." 226 Seiten 8°. Am einläßlichsten aber und gröbsten ist P. Rudolf gegen seinen ehemaligen Ordensbruder, der, wie er natürlich sagt, nie ein Kapuziner gewesen, sondern nur das Kapuzinerkleid umgehängt habe, gegen den „treulosen" Schobinger zu Felde gezogen: „Der dreimal auff

*) Ein Exemplar dieser Schrift besitzt die Hochschulbibliothek zu Bern. Die Mitteilung aller übrigen hier erwähnten Schriften mit Ausnahme des Romans verdankt der Verfasser der Zürcher Stadtbibliothek.

die Capellen gesetzte, das ist dreyfach wol unterforschte und der Welt unter die Augen gelegte Claudius Schobinger, Pradicant am Oetenbach in Zürich, durch V. P. Rudolphum ꝛc. Samt einem Anhang des ungültigen Urtheils Hrn. Fäsi's über die Nasen-Brüllen ꝛc. ꝛc. Gedruckt zu Costanz in der Fürstl. Bischöffl. Truckerey, bey und im Verlag Johann Adam Köberle. Anno 1696. 480 und 25 S. 8°.

Auch auf den Inhalt dieser Schriften einzugehen soll hier nicht unternommen werden. Selbst ein beherzterer Mann als der Verfasser vorliegender Zeilen ist, würde sich sicherlich vor einem Eingehen in alle Einzelheiten dieser öden, endlosen theologischen Zänkereien fürchten. Erwähnt sei nur, daß der Pater Rudolf am Ende seiner Schrift gegen Schobinger, in der er u. a. auch die gröbsten Schimpfreden Luthers gegen den verhaßten Zwingli zu Hülfe ruft (S. 139), schließlich nach Art eines Rechenmeisters die einzelnen Irrtümer in den einzelnen Kapiteln der Schrift Schobingers jeweilen zusammen zählt und dann das Gesamtresultat feststellt: „Summa Summarum 163 Unwahrheiten". Ein Eingehen auf die Einzelheiten der obengenannten Streitschriften des Paters Rudolf ist aber auch aus dem Grunde an dieser Stelle nicht ratsam, weil ein solches auch wieder eine Beschäftigung mit den litterarischen Repliken der Herren Fäsi, Schobinger und Tschudi erheischen würde, zu welchem der Leser vorliegender Zeilen schwerlich Lust haben dürfte.*)

Indessen mit einigen Worten sei doch noch der vorerwähnten Schrift gegen Schobinger gedacht. Sie scheint

*) Die bedeutendsten dieser Repliken sind wohl: Der schlimme Alchymist P. F. Rudolphus v. Schweiz Capuc. wegen seiner dreyfachen Capell schriftmäßig erforschet ꝛc. Von Claudio Schobinger. Zürich 1699. Bey David Geßner. und: Der nichtige und ellende Brüllen-Macher Pater Rudolf, Capuciner, Alt-Guardian zu Näfels. Von J. H. Fäsi, Zürich, Lindinner. 1696. 107 S.

in großer Auflage gedruckt, stark verbreitet worden zu sein. Der Drucker sagt am Ende derselben, im Anhang, er habe in „wol tausend Exemplaren" die Druckfehler mit der Feder verbessert. Der Drucker hat aber sein Buch auch nicht weniger als zehen schweizerischen Fürst-Aebten und Aebten gewidmet, nämlich denen zu St. Gallen, Einsiedeln, Pfäfers und Disentis, zu Muri, Rheinau, Fischingen, Engelberg und U. L. Frau im Stein: die Herren werden wohl für gehörige Verbreitung der Schriften ihres streitbaren Bruders gesorgt haben. Endlich dürfte beachtenswert sein, daß die Schrift in Konstanz gedruckt ist, ganz ebenso wie auch eine weitere polemische Schrift des Paters, die er als Antwort auf Joh. Heinr. Fäsis „Letzte Oehlung für Pater Rudolff, Capuziner, Alt-Guardian zu Näfels", Zürich, 1700. In Verlag Joh. Heinr. Lindinners, Bb, erscheinen ließ: Wohlgegründete Ausschlagung der Letzten Oehlung; welche Herr Fäsi Prädicant zu Nieder-Urnen P. F. Rudolpho, Capucinern, aufgetragen. Oder Bekräftigung des ungültigen Urtheils dieses Prädicanten. Gestellt durch eben denselbigen P. F. Rudolphum Capuc. ꝛc. Gedruckt zu Costanz, bey Johann Georg Labhart, 1701. Weisen diese Angaben des Druckortes etwa darauf hin, daß Pater Rudolf auch in Mels nicht geblieben, sondern zeitweilig nach Konstanz gezogen sei?

Nach Beendigung seiner heftigen Polemik mit den Herren Fäsi, Schobinger und Tschudi hat Pater Rudolf unter dem Titel: „Großer Catechismus, das ist neue Predigen nach dem kleinen Catechismo R. P. Canisii", 1704 noch eine große 480 gespaltene Quartseiten umfassende Sammlung von Predigten herausgegeben, die Heinr. Rennward Wyssing in Luzern im Druck hat erscheinen lassen. Der Buchdrucker hat das Werk dem Herrn Franz Leodegar Niderist „des heil. röm. Reichs Rittern, der röm. kaiserl. Majestät würklichem Obristen über ein Regiment Eydtgenossen zu Fuß" ꝛc., wie auch „Regieren-

dem Land-Ammann und Lands-Hauptmann Löblichen Standes Schweitz" gewidmet, den er als seinen Maecenas sich erwählt, den er wegen seiner Kriegstüchtigkeit, seines Eifers für die katholische Religion und wegen des Ansehens preist, dessen derselbe wegen seiner „erst vor drei Jahren in Inner- und Under-Oesterreich gethanen Reiß und allda glücklich ausgeführten Action nit allein zu Wienn an dem kaiserlichen Hooff, ja bey Ihrer kaiserl. Majestät selbsten in Person bei gehabter aller gnädigster Audienz" sich zu erfreuen gehabt habe. Ueber das weitere Leben des Verfassers sind aber auch aus diesem Werke leider keine näheren Nachrichten zu gewinnen.

Und endlich hat der Pater Rudolphus 1706 noch ein, wie es scheint letztes, ebenfalls sehr umfangreiches Werk erscheinen lassen: „Wahrheitssonnen, das ist die Heilige Schrift, welche mit ihren klaren Texten den unkatholischen Irrthumb vernichtet wie die Sonnen mit ihren klaren Strahlen die dunkle Nacht vertilget. Vorgestellet in schönen und curiosen Discursen vierer Wald-Burgeren durch P. F. Rudolphum von Schweitz, Capucineren der Schweizerischen Provintz. Zug in der Schweitz, gedruckt auf Unkosten eines schuldigen Freunds des Herren Authoris."

Auch in diesem umfangreichen Werke, das 371 zweispaltige Quartseiten umfaßt, hat der streitbare und redselige Kapuziner die Verteidigung seiner katholischen Religion und die Abfertigung all der Unkatholischen sich zum Ziele gesetzt; wieder und vor allem bekämpft er die „Vermessenheit und Luziferische Hoffart, mit welcher Zwinglius sein eigen Particular-Urtheil dem Urtheil so vieler Millionen Hirten, Lehreren und Bischöfen, welche durch 1520 Jahre die allgemeinen Kirchen gelehret, vorgezogen," und „die Unsinnigkeit, mit der er sich eingebildet, in der H. Schrift etwas gefunden zu haben, welches vor ihm so viele Millionen Lehrer niemahlen sollen gesehen und beachtet haben." Aber auch hier ist kein Einblick in die besondern Ver-

hältnisse des Verfassers zu gewinnen, kein individueller Zug zu finden; der Pater Rudolphus Gasser tritt lediglich als radotierender Eiferer für seine alleinseligmachende Kirche auf!

Doch der Leser wird endlich wohl von dem Romane des Pater Rudolf etwas Genaueres hören wollen! Inwiefern dient das dickleibige Buch der obenerwähnten gegen die Romane gerichteten Tendenz, was erzählt der Roman, mit dem der Kapuziner die Romane, wie sie zu seiner Zeit im Schwange waren, aus dem Felde schlagen will? Auf diese Fragen sollen die folgenden Zeilen, so kurz als es bei einem so umfangreichen Werke möglich ist, Antwort zu geben versuchen.

Was zunächst den Gang der Erzählung in Pater Rudolfs Roman betrifft, so ist derselbe der Hauptsache nach, ungefähr folgender:

1. Buch. Ein auf der Jagd verwundeter und im Walde hülflos liegen gebliebener Ritter, Philiarchus, kommt nach verschiedenen Abenteuern zu einem Einsiedler, Philologus, mit dem er lange Diskurse über Hofleben und Waldleben führt und den er dazu vermag, die Geschichte des Lebens zu erzählen, das er einst als Weltkind geführt. Es stellt sich heraus, daß der Einsiedler ein Fürst ist und der Ritter desselben einstiger Pflegesohn, der Sohn einer „braunen Chinesin", Gelanora, um die der Fürst einst vergeblich geworben, deren Sohn, eben den Ritter Philiarchus, er aber adoptiert habe. Verschiedene Erzählungen und Betrachtungen, über den Tod und die Vorbereitung auf denselben. Atheistische Reden Philiarchus. Der Einsiedler widerlegt dieselben und stirbt dann.

2. Buch. Philiarchus krank. Seine Geschichte, wie er sich vorher in Portugal am Hofe befunden, auf der Jagd verloren und von seiner Mutter Gelanora und seiner Braut Dulcelina zu den Toten gezählt ward. Wie Leonilda, die Königin von Portugal, ihren Gatten durch den

Tod verliert und Leonilda und Dulcelina nun über „Creutz und Leiden“ auf Erden ihre Gedanken austauschen. Onulphus wirbt um Dulcelina. Philiarchus, wieder gesund geworden, kehrt nach Lisabona zurück und erfährt, daß Onulphus ihm Dulcelinam entführt habe. Er schreibt einen Brief an Dulcelina, will denselben als Landbote verkleidet ihr selbst überbringen, das gelingt ihm aber nicht, wie auch die von ihm ausgestreuten Gerüchte, daß er noch am Leben sei, durch ein „Erkanndtnuß“ des Königs niedergeschlagen werden.

Philiarchus geht nun nach Galatros zum Ritter Miltiades, wird von diesem aufgenommen, auch ermahnt, „zu Versöhnung seines eigen Glücks die Atheisterei zu verlassen“ und Miltiades reist für Philiarchus nach Lisabona. Während Philiarchus von göttlichem Troste erfüllt in Galatros bleibt, kommt Durillus, der ihm mitteilt, welchen Eindruck die Nachricht von seinem Leben auf seine Mutter Gelanora gemacht habe, nimmt ihn in einer „Carotschen“ mit nach Borgdos, wo er „stattlich“ empfangen wird. Dort sieht Philiarchus seine Mutter, erfährt von dieser die Geschichte seiner Kindheit und warum Gelanora den Philologus einst nicht habe heiraten wollen, er hört auch von dem herbeigekommenen Miltiades, daß Dulcelina ins Kloster gehen wolle und daß auch er und Gelanora zur Feier ihrer geistlichen Einkleidung nach Lisabona kommen sollen. Sie gehen. Philiarchus fragt Dulcelinam, weshalb sie der Welt den Rücken kehren wolle. Dulcelina giebt eine „tiefgründige wohlbedenkliche Rechtfertigung“, wird aber „von atheistischen und machiavellischen Gemütern verlachet“. Onulphus wiederholt aber seine Werbung um Dulcelina. Philiarchus flieht schließlich mit Dulcelina, die nicht ins Kloster geht, nach China. Auf der Fahrt und nach der Ankunft an der Küste erweist Philologus, so heißt jetzt Philiarchus, wie auch Dulcelina den Namen Philologa annimmt, in

langen Gesprächen die Wahrheit der christlich-katholischen Religion.

Im zweiten Teile zuerst Schilderung der Zustände in China, und der Herrschaft der Carabella, allerlei Intriguen, Gespräche ꝛc. Carabella ihrer Herrschaft entsetzt. „Es wird ein allgemeiner Reichstag gehalten und durch kluge und vorsichtige Angestalt Philologi der katholische Glauben öffentlich auf- und angenommen.“ „Die neue Carabella, das ist Philologa als Kaiserin, auß Rath Philologi, gibet dem ganzen Kaiserthumb durch schönste Ordnungen ein ganz neue Formb.“ Schließlich wird aber Carabella die Herrschaft wieder übergeben. „Die ganz bekehrte Carabella besorget sich vor ihro selbsten in so hoher Würdigkeit, aber Philologus selbige im Guten zu bestehten, beschenket Carabellam mit einem wider alle Versuchung und Sünden Gifft kräftigsten geistlichen Adlerstein der Forcht Gottes“ ... Es erschallet auch ein Gerücht von Wieder-Erfindung „Carubelli“, des Bruders des Philologus, der mit Carabella, wie Philologus mit der Philologa, „in einer Geburt auf die Welt kommen“.

Im Anfang des dritten Teiles wird der geistliche Wohlstand von Cambalu, der Hauptstadt des Reiches, beschrieben. Es bricht aber die Pest daselbst aus und ein Teil des kaiserlichen Hofes flüchtet nach der Insel Paradisana. Beschreibung der Insel und der Paläste und sonstigen Wunderdinge auf derselben. Diskurse des Philologus: „Daß der Mensch etwas haben müsse, seine Pflicht abzustatten, und daß diß die Liebe“ sei, daß der Mensch Gott lieben müsse, daß des Menschen zeitliches und ewiges wahre Wohlleben Leibe und der Seelen an rechter Anlegung seiner Liebe hange u. s. w. u. s. w.

Carabella wird krank. Man bringt ihr einen wunderthätigen Arzt Rabonicus. Es stellt sich heraus, daß der Arzt niemand anders als Carubellus ist, der Bruder des Philologus. Derselbe erzählt seine Geschichte. Tolasius, der größte

Wohlthäter des Carubellus, kommt nach Paradisana. Weitere Besichtigung der Insel. Diskurse des Philologus: Ueber die Größe des himmlischen Umkreises und der Kleinigkeit der Erdenkugel, von den Freuden der Seligkeit u. s. w. Auch Philologa kommt auf die Insel. Die Geschwister Carubella und Philologa, Carubellus und Philologus beraten auf Geheiß ihrer Mutter, wer die Krone von China tragen solle. Die Töchter lehnen ab, Philologus überredet den Carubellus, dieselbe zu tragen und Carubellus willigt ein. Es stellt sich heraus, daß Tolasius identisch ist mit Amphialus, dem ersten Verlobten Rosalindens, der Kaiserin von China. Amphialus erzählt seine Geschichte und seltsame Abenteuer. Philologus knüpft auch daran erbauliche Diskurse. Reichsversammlung. Bestätigung des Carubellus als Kaiser von China. Camillus wird Erzbischof und Patriarch und Statthalter des Papstes in Cambalu.

Wie in den bekannten großen Romanen der deutschen Dichter tritt in dem Buche des P. Rudolf ein äußerst zahlreiches Personal auf, von welchem der vorstehende flüchtige Inhalts-Auszug nur die Hauptpersonen erwähnt hat; die Ereignisse folgen in raschem Laufe und zahlreiche Episoden erschweren die Uebersicht; eine solche zu gewinnen ist auch deshalb schwer, weil eine deutliche Individualisierung der einzelnen Figuren nicht stattfindet, und dieselben sich meist nur durch ihre Namen und die ihnen zustoßenden Schicksale unterscheiden. Man sieht aus der vorstehenden Uebersicht des Inhaltes aber auch, so sehr sie sich im allgemeinen halten mußte, daß dem Romane des Pater Rudolf das ganze Rüstzeug der Romanerzähler, über das sich Heidegger in der früher erwähnten Stelle seiner „Mythoskopia" ausspricht, durchaus nicht fehlt: Jagden, Entführungen, Verkleidungen, Turniere, Kämpfe, Revolutionen, Naturschilderungen, Träume, Schlaftrunk, Seuchen, Mahlzeiten, Liebschaften, heimliche

Geburt, Aussetzung von Kindern ꝛc., alles das kommt auch in des Pater Rudolf Romane zur Genüge vor.

Immerhin aber ist wohl zu beachten, daß unser Roman sich von einer großen Gruppe früherer Schriften ähnlicher Art dadurch auszeichnet, daß auf die unterhaltenden Momente der Erzählung doch eben nicht das Hauptgewicht gelegt ist, sondern daß der eigentliche Schwerpunkt der Geschichte in einem geistigen Momente, in den religiösen Gesprächen und den den Katholicismus verherrlichenden Tendenzen liegt. P. Rudolf steht in dieser Beziehung übrigens nicht allein. Cholevius hat in seinem bekannten Werke über die bedeutendsten deutschen Romane des siebenzehnten Jahrhunderts (Leipzig, 1866), darauf hingewiesen, daß schon um die Mitte des genannten Jahrhunderts durch die Sofonisbe der Madeleine de Scudery und ihre Uebersetzung durch Philipp v. Zesen (1646) ein geistigeres Element in die deutsche Romandichtung kam, der Roman nicht mehr ausschließlich Liebesabenteuer schilderte, daß er vielmehr seitdem auch sittliche Grundgedanken entfaltete und sogar in religiösem Sinne an eine Weltordnung anknüpfte. In die Reihe solcher Erzählungen stellt sich also auch der Roman unseres Kapuziners. Aber Rudolfs Roman übertrifft unseres Wissens in dieser Beziehung alles was seine Zeitgenossen leisteten und steht gerade insofern als ein bemerkenswertes kulturgeschichtliches Denkmal vor uns.

Man kann auch eine gewisse Frische und unmittelbare Lebendigkeit dem Romane des Paters Rudolf nicht absprechen. Ganz hübsch ist, wie er im Anfang sozusagen mit beiden Beinen in die abwechselnden Thatsächlichkeiten seiner Erzählung ohne lange Einleitung hineinspringt. Die Erzählung beginnt mit den Worten:

„Also ward in einem Augenblick sambt dem schnellen Hirschen auch das stolze Pferd gestürzet; der arme Hirsch zwar von dem tollen Ritter nach der Waid-Kunst ver-

wundet, das gute Pferd aber von seinem eignen nach dem Gwild gar zu hitzig vereifferten Herren zu todt geritten." Die Erzählung fährt dann fort: „Der Ritter, nicht ohne sondere Mühe und Arbeit, würkte sich dannoch endlichen loß, vermerkte aber erst, also von seinem gefallenen Pferde ledig, daß er in diesem verwirrten Irrgarten dises finstern Waldes, und bei annahender Nacht, durch einen empfangenen Schaden elend gefangen; der verlangte Raub war eroberet, aber dagegen das viel nothwendigere Pferd verscherzt und verloren. Er hatte zwar dem Gewild den erwünschten Fang gegeben, aber seinen Theil durch einen gequetschten Schenkel auch empfangen. Je mehr er sich erholte, je mehr war er auch bei sich selbsten bestürzt und verwirret; dann obgleich wol, nach seinem Urtheil der empfangene Schaden an ihme selbsten keiner absonderlichen Gefährlichkeit, so wurde dannoch derselbige in Ansehung dieses seltsamen Falls höchst bedenklich, seitemalen er sich von seiner Gesellschaft gar zu weit entfernet befande, dermaßen, daß ihme, also beschädiget dieser so weite und zumal sehr rauhe Weg beschwerlich und gäntzlich unmöglich vorfallen würde. Zudeme könnte und dörffte er ihme selbsten im Wenigsten nicht versprechen, den ungewissen Ruck-Weeg ohne weitläufigiste und verwirrte Umbschweiffung zu treffen. Ueber dies alles ware gar zu besorglich, durch so große, ganz ungewohnte Bemühung den verletzten Schenkel zu viel abzumatten und etwan mit gefährlicher Geschwulst oder Entzündung zu verergeren. Nichtsdestominder erzeugete sich kein besserer Rathschluß, als sich diesem argen Glück in die Armb zu werffen und also bei dunkler Nacht im dicken Waldgestrüd mit gequetschtem Pedall die unerkannte Bahn zu erwünschtem Ausgang zu erforschen. Seiteweilen, wie ihme gleich vorschwebte, mit längerem Verzug alle ernennte gefährliche Beschwernussen gar nicht vermitten, sondern allein verschoben und vermehret wurden. Dann, sagte er bei sich

selbst, solte etwan, wie wol zu sorgen, ein Närsen verstrecket sein, wird ich gewißlich morgen zu diser unvermeidlichen Raiß mich vil untauglicher als zur Stund befinden. Zu groß und augenscheinlich ist auch die Gefahr, allhier in dieser mit so vielen grimmigen Unthieren durchloffenen Wildnuß also allein zu benachten, des harten und gar zu strengen Geligers, wie auch deren nunmehr nicht geringen Nacht-Kälten nit zu gedenken. Und was für Leibs-Kräfften versprechen mir auf künftigen Tag der anjetzend schon ganz rasende Hunger und Durst? Diser Ritter, welcher zuvor durch angeborne Kühnheit nicht allein alle höchste Gefahren zu verachten, sondern nur mehr Muth zu fassen gewohnet war in den aller verzweifeltsten Gefährlichkeiten, befande sich in dieser so wunderlich und schnell zugefallener Begebenheit allerentherzt; weilen und aber mit sambt seinem Helden-Muth auch sein sonsten kluger und anschlägiger Verstand dermaßen von ihme gewichen, daß er sich gar nicht zu entschließen wußte, was füglicher vorzunehmen: oder zu verbleiben oder aber die ungewisse Straße anzutretten. Ihme fiele auch zu Sinn, was maßen er das bishero ihme nur schmeichelnde Glück so oft verthättiget [verteidigt] und beschirmet, und diejenige für dessen leichtsinnige Verlümbder geachtet, die selbiges der Unbeständig- und verrätherischen Treulosigkeit etwan beschuldet, faßte also eine ganz widrige Meinung und glaubte vestiglich, daß das mißgünstige Glück sehr oft den Menschen nit aus Lieb und Wohlgewogenheit, sondern aus Haß und Feindschaft nur darumben auf das höchste erhäbe, denselben nachmalen desto tiefer, gefährlich- und schmerzlicher zu stürtzen. Häbte also an (nach sträfflich- und thörechtistem Mißbrauch der unsinnigen, verblendten Menschen) sein Glück mit verzweifletem Wut und unbescheidener Zungen zu lästern und zu verfluchen. Nach deme er aber also seine Wütigkeit umb etwas in den Lufft ausgestoßen, empfande er

alsbald den Gewinn solcher Thorheit und die billiche Rach des also von ihme noch mehr erzörnten Glücks, weilen sich durch diesen seinen unbescheidnen Zorn die überlauffene Gallen durch den Leib ausgetheilet und den gequetschten Schenkel also mit zuschlagender Hitze entzündet, daß er einen gedoppleten Schmerzen fühlete: also verkehrte sich dieser verrochne Zorn in solche Angst, daß ihme am gantzen Leib der heiße Schweiß austrang, auch wurde sein starkes Hertze mit solcher Forcht urplötzlich umbringet, dergleichen er seinen Lebtag niemalen verkostet und verspühret. Er greiffet also vor Forcht und Angst einen beiliegenden Heb-Stecken, sich damit zu behelfen und daran zu steuren. Weilen er aber nicht zu urtheilen wußte, wannenhero von welcher Seiten er auf diesen unglückseligen Bahn gelanget, gienge er wie ein Blinder daher."

Der Ritter bemerkt aber bald, daß er auf eine hohe Felsenspitze gekommen ist, geht wieder rückwärts und sucht sich einiges Reisig zusammen, sein Nachtlager sich zu bereiten. Schlaflos bringt er die Nacht zu. Verzweiflung erfüllt ihn. „Gewißlich wurde er selbsten mit dem Wehr, (die er annoch an der Seiten hatte,) den kurtzen Lebensfaden seinem widrigen Glück zu Trutz frühzeitig abgeschnitten haben, wann nit eben dise in seinem Hertzen gar zu lebhaft eingedruckte Bildnuß Dulcelinae ihne zu sehr gereuet hätte zu vertilgen; wan nicht Dulcelina die Bitterkeiten, die sie zwar erwecket, zum Theil wiederumben hätte versüßet, wan nicht Dulcelina ihm wäre in die Armb gefallen, dann so dunkel und trüb das Gewölk der Verzweiflung, (welches dem Ritter den Verstand und das Hertz beneblete,) immer war, so glänzte dannoch und schiene ein kleiner Strahl einer wenigen Hoffnung herfür, und darumben wollte er allein Dulcelinae zu Lieb sein ihro ganz gewidmetes Leben nicht umb eine Uhrs-Minuten verkürzen."

Als der Morgen herangekommen, als die Sonne zum Mittag gestiegen, ist der Ritter in seiner hülflosen Lage vor Hunger und Durst und Schwäche wieder in vollster Verzweiflung. Und eben ist er willens, sich wirklich selbst zu entleiben, da ertönt in der Näh' ein Jägerhorn und er vernimmt ein „urplötzliches Laubgerüsch": der größte und liebste seiner Jagdhunde ist auf der Spur seines Herrn und bricht durch die Zweige. Aber der Ritter ist zu schwach, den in die Nähe gekommenen Jägern, die seinem gestrigen Jagdgefolge angehören, ein Zeichen zu geben und sie herbeizurufen. Sie sind so nahe, daß er ihre Reden vernehmen kann, er will den über die Wiederfindung seines Herrn vergnügten Hund zum Bellen reizen, aber das Tier liegt geduldig zu den Füßen seines Herrn und ist selbst durch Dolchstiche nicht zum Bellen zu bringen. Allmählich verlieren sich die Stimmen der Jäger in die Ferne. Bald bricht ein furchtbares Gewitter herein, nach dessen Aufhören der Ritter „unvermerkt in ein sanftes Schläflein" versinkt. „In dem Schlaf schwebete seiner Einbildung vor: Ritter fasse einen Muth, dann du wirst deinen in Kindheit verlornen und niemalen erkennten Vater finden und antreffen." Aber mit dem Erwachen des Ritters ist auch eine neue Gefahr für diesen im Anzuge. Ein gewaltiger Bär bricht aus dem Gebüsch hervor. Der Ritter erlegt ihn mit Hülfe des Hundes. Er macht ein Feuer an und brät Herz, Leber und Lungen des Tieres, „erfuhre auch alsobald, daß der vortrefflichste Koch auf Erden der Hunger seye; dann diese halb gebrattene räuchende Bären-Leber brachte seinem Geschmack lieblichere Ergözlichkeit, als zuvor niemals die beste und selbsambiste Schleckerbißlein." Er speist auch seinen lieben Barbezan, den Hund, und faßt nun, neu gekräftigt, auch wieder Hoffnung: „Warumben," sagt er jetzt, „solt ich an meinem Heil und Erlösung verzweifeln? Spilen dannoch, nach augenscheinlicher Erfahrenheit die gute und

böse Zufähl auff Erden mit allen Menschen einen beständigen Wechsel-Dantz und Reien; und wie auf die helle Sonnenblick die trübe Wolken folgen, und nachmalen die schönen Strahlen sich wiederumben sehen lassen, also ward ich mit Glück lang beschienen, hat mich aber anjetzund ein finsterer Nebel eines Unglücks überschattet, warumben solte ich nit die Widerung oder Widerkehrung der vormaligen Glückesstrahlen urplötzlich erwarten können? Fein jetzt zur Stund ist Zeit und Gelegenheit, den Heldenmuth, dessen du dich so oft verrühmt, blicken zu lassen, und deiner ritterlichen Kühnheit eine Prob zu thun: nur frisch auff derohalben" ꝛc.

Man sieht schon aus dieser etwas einläßlicheren Wiedergabe des Inhaltes des ersten „Absatzes", so nennt der Pater Rudolf die Kapitel seines Romanes, daß es dem Buche, das freilich nur nach dem Maßstabe seiner Zeit beurteilt werden kann, weder an unterhaltenden Momenten, noch gemütlichen Zügen, neben den Partien, die der besondern Tendenz des Buches dienen, gebricht. Ebenso sind auch die Partien, in denen der Pater Rudolf seine geistlichen Reden, die wechselsweise fast das ganze Gebiet der Moral berühren, durch den Mund der Personen seiner Erzählung halten läßt, nicht ohne Interesse und nicht ohne einen gemütlichen, geistigen Gehalt.

Es ist freilich schwer, aus den überaus zahlreichen moralisierenden Kapiteln des Romans in Kürze eine charakteristische Auswahl zu treffen. Die Redseligkeit, die der Pater in seinen theologischen Schriften zeigt, offenbart sich schon in seinem Romane. Seine Sprache verrät auch hier, wie durchweg, den Schweizer, sein Stil oft sehr unbeholfen, erhebt sich aber nicht selten zu rednerischem Schwunge. Im zweiten „Absatz" des dritten Buches, der „Eingang zu dem ersten Vernunftskampf" überschrieben ist, heißt es folgendermaßen (Teil 1, S. 720 ff.):

„O mein wol-edler Blantarde! So können wir allhier die große Blindheit vieler armseliglich verblenter Menschen sehen mit dem Seelen-Aug des Verstands, das ist erkennen, nemblich deren, welche das Silber, Gold und Edelgestein, die dannoch der allerschlechtesten Dingen, also und dermaßen bethöret lieben, daß sie sich selbst zu armseligisten Sclaven dieser ihrer geringsten Dieneren machen, wie wir denn leider deren gar zu vil sehen und finden, die solche Dinge (recht zu reden) nicht besitzen, sondern von selben besessen und beherrschet werden . . . Wie viel tausend und aber tausend tretten die ihrem Verstand und freien Willen allein gebührende Herrschaft dem Geldt, Silber und Gold also ab, daß sie sich dieser Metallen nach Anweisung ihrer nicht allein zu gebrauchen weder wissen können noch dörffen, sondern von selben als arme Sclaven gezwungen, ihme nachzugehen, aufzusuchen under der tiefsten Erde mit gröster Lebensgefahr herfür zu graben, außzuballieren, und zum Zeichen selbes für ihren gebietenden Herrn zu erkennen, mit einer aufgeprägten königlichen Bildtnuß zu zieren. Gezwungen, keiner Mühe Arbeit und Schweiß zu verschonen, den ganzen Tag ohne Rasten, die ganze Nacht ohne Ruhe, mit Sinnen und Sorgen, mit Rechnen und Gewirben, umb selbes zu buhlen und zu reißen. Gezwungen, das schon Erworbne mit Zittern, Forcht und Schrecken auf das eifersüchtigist mit aller ihrer Leibs- und Geistes-Kräften, wie ein Diener seinen Herrn zu bewachen und zu bewahren. Gezwungen, das etwan ihnen entzogne nicht anderst als ein Diener seinen guten verlornen Herren mit Seufzen und Weinen und Herz-brechenden Schmerzen zu beklagen? Ist dies nicht die unfählbare Wahrheit, mein wol-edler Blantarde?"

An einer andern Stelle [I. 885] eifert der Pater gegen die Ueberhebung einzelner Stände, gegen die, welche „Herrschaften, Grafschaften, Fürstenthumber und König-

reich besitzen, Land und Leut beherrschen, hohe Weltwürden und Ehren-Aembter verwalten; die, welche von altadelichem Geschlecht und Stammen entsprossen, groß Geld, Gut und Reichthumben haben, die in vielfärbig tollem Kleider-Pracht daher rauschen, mit ganzen Truppen der Mägden, Dienern und Laqueien hereintretten," und über die Thorheit des gemeinen Pöbels, der diese Glückskinder für mehrere und wahrhaftere Menschen schätzet. „Was zieret die menschliche Vernunft? Nichts als die edle Wissenschaften; und je edler, je mehr beadlen sie die Vernunft. Was ist aber die aller edelste Wissenschaft und Erkanntnuß? als der himmlischen und göttlichen Dingen, ja Gottes selbsten" (894). An einer dritten Stelle wiederum wird nachgewiesen, „wie leichtlich ein jeder in Atheisterei sinke, der eines todtsündlichen Lasters gewohnet," oder wie die „falsche Politica" die Menschen verderbe, oder es wird das „Martyr-Leben eines Ehrsüchtigen" beschrieben (II, 141) u. dgl. m.

Aber es ist unmöglich, an dieser Stelle weitere Auszüge aus des Paters Romane zu geben. Nur vom Schlusse der Erzählung, von der Geschichte der Errichtung des großen katholischen Kaisertums in China, sei hier das letzte Stück noch ausgehoben. Gewiß darf man sich bei dieser Phantasie des Paters, beiläufig bemerkt, an die geschichtliche Thatsache erinnern, daß gerade in jenen Zeiten, als der Pater schrieb, die katholische Kirche ihre Lehre und ihre Macht in den fernen Ländern des Ostens mit besonderm Eifer auszubreiten trachtete:

„Nach geendeter Reichs-Versammblung, wurde den ersten Tag von Camillo, in Gegenwart des Kaisers Carubelli, aller Underkönigen und mehr dann 20 tausend Adels-Personen, die newe Haupt-Kirchen, mit unerhörter Solennität, eingeweyhet, und zu vier Klöstern der erste Grund-Stein geleget. Den andern Tag: legten auf offentlichem Schawplatz, im Angesicht mehr als vier mahl

hundert tausend Menschen, über obernendten Adel, die Underkönig, nach dem obermeldte neue von Camillo öffentlich gekrönet worden, den Eyd der Trew ab. Auff dieses, waren alle newe Reichs-Ordnungen wiederumben öffentlich verkündet: endtlichen, bey einer Million goldiger Gedenk-Pfenning außgeworffen. Den dritten Tag: hat Camillus den Kaiser Carubellum mit (vormahls mehr benendter) Colloandra ehlich in obgedeuter Haupt-Kirchen eingesegnet: wie auch Amphialum und Rosalindam: welche aber, zu Ehren der allerreinsten Jungfrawlichen Mutter Mariae und deß h. Josephi, dero Exempel der Reinigkeit nachzufolgen, einander mit freymüthigster Verlobung versprochen. Der Nachmittag, wie auch der vierdt folgende, ward den Frewden und Ritterspihlen gewidmet, und darmit gleichsam allen Welt-Frewden das Valete und das Glück zu gegeben. Dann den fünfften darauff, hatten Philologus, Onulphus, Philologa und Carabella, in die Hand Camilli, ihre geistliche Ordens-Gelübt offentlich abgelegt, in Gegenwart des Kaisers Carubelli, aller Underkönigen, und benendten Adels, ja der gantzen Stadt Cambalu. Die Verwunderung, die Erstaunung, und vorauß die Hertz-Bewögung, ware so übergroß, daß alles in Zäher zu verrinnen schine: ja es gelobten über die 400 beyder Geschlechts Adels-Persohnen disen nachzufolgen, und Gesellschaft zu leisten. Leonilda ward auch, an disem Tag, zu einer geistlichen Fürstin eines adelichen Gestiffts eingesetzet. Blumazarus und Blumazara verbliben, nach ihrem Wunsch und Begehren, bey ihrem vormahls schon verwalteten gottseeligen Aembtern.

„Also ereignete sich erst eine große Gelegenheit die Feder dapffer anzusetzen, und zu entwerffen, wie dise hoche Persohnen alle, sambt und sonders, Philologi Discursen gewerkstelliget; aber mir geschieht allhier, wie einem sich müd geloffenen Eylboten oder Wandersmann, dessen Augen, wann er vermeint, seinen Zweck erreicht zu haben, sich

erst ein weites Feld vorwirfft, weilen ein solcher, vor Mattigkeit überwunden, sich an ein kühlen Schatten niderwirfft zu rasten: also entkräftet, mache ich allhier den Schluß, lobe und preise aber den Allerhöchsten, insonderheit auch darumben, daß ich, alles Gedichte, wahr zu seyn, mit getröstem Gewissen erwünschen könte jetzt zu der Stund und in meinem letzten

Ende."

Nun aber was die Tendenz des Romanes betrifft. Von besonderer Wichtigkeit, d. h. die Absicht des ganzen Werkes und somit auch die litterargeschichtliche Stellung unseres Romanes bezeichnend, ist der obenerwähnte „Hertzwolmeinende . . . Bericht", den der Verfasser seinem Buche vorausgeschickt hat. Es heißt daselbst, nachdem der Verfasser gebeten, die Umstände wohl zu erwägen, weshalb er zur Feder gegriffen:

„Derohalben was erstlich die Ursach belanget, (die mich die Feder anzusetzen erwunden,) ist zu wissen: daß ich (nach erlangter Erlaubnis, die sonsten verbottne Bücher zu lesen) vielfältige und zwar solche Bücher entdecket und auß den Händen und sorgsambster Verwahrung allerhand Personen unterschiedlichen Standes herfürgelocket, welche außer allem Zweiffel durch das allgemeine Tridentinische Concilium ernstlich versagt und hoch verboten, seitemalen in selbigen nit zu finden noch zu ersehen, weder wer dero Author und Urheber oder Steller, noch auch wo selbige gedruckt: die zumalen auch nicht allein ohne alle erforderte Approbationen, sonder über diß alles, oder dem wahren Glauben, oder aber aller Tugend und guten Sitten, wie das Wasser dem Feür, entgegen und zuwider. Und also bin ich in Erkanndtnuß gelanget, was maßen die wol nicht müssige Satans-Diener vermittelst solcher Laster-Bücher unter den guten Samen so viler Tugendlicher Schriften das verderblichste Unkraut streuen, darmit den fruchtbaren Acker Gottes in Grund zu verwüsten: nicht

minder bin ich in Erfahrung kommen, daß man dem Bücher-Lesen vereyfferter ergeben, als ich mir vorgebildet, aber mit zumal erholter Anmerkung, welche Bücher vor allen den Vorzug gewinnen, nemblich diejenige, welche die gar zu lebhaffte Vorwitzigkeit der heutigen tiefgründigen Geistern ergetzen und sattsam sättigen, obschon nicht allein ohne allen Seelen-Nutzen, sondern gleichwol auch mit dero nicht geringem Schaden und Nachtheil. Wegen sothaner Erkanndtnus und Erfahrnuß verpflichtete mich mein Gewissen, solchem ersehnem Uebel nach Kräfften zu borgen und zu begegnen, alldieweilen die obangeregte Erlaubnuß, (nemblich die sonst verbottne Bücher zu lesen,) allein zu solchem Zihl und End ertheilet wird, also dann so ist die Verpflichtung meines Gewissens die Ursach, die mich erwunden und angehebt, mit diesem gegenwärtigen Werklein den Anfang zu machen, solchen Laster-Büchern die Stirn zu bieten, insonderheit und vorauß denen sogenannten Romantzen oder Romanen, daß ist den Dichtern unehrbarer Geschichten und Buhlschaften.*)

Ferner dem groß-günstigen Leser zu berichten, weme allhier vornemblich und eigentlich zu lieb ich geschrieben, so protestiere ich vor allem und erkläre mich hiermit ausdruckenlich, daß ich nicht dem Einfältigen und Ungelehrten gemeinem Pöbell geschrieben, wie auch nicht den Frommen, Andächtigen und Geistlichen Seelen, die Tag und Nacht, also zu reden, ob den Geistlichen Büchern, (wie die arbeitsamen Immen auf den Rosen,) sitzen und mit unverdrossner Bemühung sich befleißen, das mehr als zuckersüße Hönig der nützlichen Lehren auszuklauben und außzu-

*) Diese Stelle der Vorrede ist sprachlich von besonderem Interesse, weil hier das Wort „Romanze“ in gleicher Bedeutung mit Roman bis in das Jahr 1685 zurückverfolgt werden kann (in welchem Jahre die geistliche Approbation des Romans von Pater Rudolf erfolgte). Bisher war Romanze gleich Roman erst aus dem Jahre 1700 (Reinh. v. Freienthal) belegt. Vgl. Heyne in Grimms Wörterb. s. v. Roman.

saugen: weilen diesen Himmels-Immen an ganzen Gärten voller Blumen (ich will sagen an ganzen Bibliotheken der Geistreichen Büchern) gar nicht gemanglet. Also dann schreibe ich eigendlich denen von Natur hochen Geistern, die von Natur zu den Wissenschaften gewidmet und also folgendlich auch von Natucs-Neigung zu dem Lesen verreitzet, ja halber bezwungen diser Gemüths-Uebung und Verstands-Lust zum öfteren abwarten, aber beinebet, (wie leider die Erfahrenheit mitbringet,) von der Sinnligkeit verderbter Natur verblendt, oder vom Satan bezaubert, nur nach jenen Büchern verlangen und trachten, welche die Spitzfindigkeit ihres erhebten und fliegenden Geistes underhalten, und ihre eytle Gemüther kitzlen oder wol auch gar mit unwarhafften Liebs-Gedichten, in jhnen wahre unziembliche und schädlichste Brunsten erwecken, und also zwar lieblich, aber verdammlich ergetzen.

Ich schreibe ferner jenigen, welche mit was mehrerem als gemeinem Verstande begabet und begnadet, deren Gust aber, (das ist: deren Lust zu lesen,) bey den aegyptischen Fleisch-Häfen der vorernennten Verdachten und gefährlichen Welt-Büchern also und dermaßen verderbet und verschlagen, daß sie ob dem lieblichsten Manna heiligsten Bücheren einen Eckel und Wieder-Willen fühlen und empfinden und eine leichte ungeschmackte Seelen-Speiß achten. Vorauß aber schreibe ich denjenigen, welche wegen ihrer natürlichen Scharffsinnigkeit und vielen erlangten Erfahrenheiten und Wissenschafften ihren Kopf über den gemeinen Mann emporstrecken, sich auch selbsten, (und zwar nicht nur ein Weniges,) klüger und verständiger und in Allem was Mehrers zu seyn bedunken lassen, die aber von etwan einem argen Machiavellischen Bissen dermaßen angestecket und vergifftet worden, daß sie die Geistliche Bücher, ja wol auch die Predigen als eine leichte Prahlerey, Pfaffen- und München-Tant, oder als ein einfältiges Wesen ringschätzend bey sich heimlich verachten.

O wolte dann Gott, daß ich also folgendlich dem einigen all-schuldigen Niemand schriebe: in Erwegung aber dessen, so urtheile, großgünstiger Leser, nach aller Klugheit, wie ich, solchen allein eigendlich zuschreibender, zu schreiben gezwungen seye."

Der Verfasser fügt schließlich hinzu: „Was Ursachen sollte dann nicht erlaubt sein, den jetzt ernennten armen Welt-Kindern einen Heil Trunk anzubieten, mit der Farb und Geschmack, welche sie anlocken und verreitzen, das (in vernennten Laster-Bücheren) ihnen arglistiglich überreichte Seelen-Gifft so unbehutsamb und begierig zu verschlucken? Ist dem Heiligsten Allerheiligen Christo Jesu wol zugestanden und seiner Majestät zu größten Ehren außgeschlagen, daß er, (noch Armen hilffreich beyzuspringen) mit unser Menschheit sich bekleidet und mit dem Schatten einer sündlichen Gestallt seine Glory bedecktet, warumben solte es dann einem Religiosen nicht ziemen, unter einer kurzweiligen Romantzen-Art und Gestalt den Armen (von wahren Romanen, das ist leichtfertigen Gedichten-Schreiberen verführten) Seelen eine hilffreiche Hand zu bieten? Wer wills mit rechter Vernunft betadeln können, wenn man (nach dem Exempel S. Pauli) alle zu gewinnen, sich allen zu vergleichen beflissen ist und sich also mit dieser einigen Meinung mit den eyteln und vorwitzigen Welltkindern auch etwas eytel und vorwitzig stellet?"

In der Vorrede zum zweiten Bande (Zuschrift an den günstigen Leser) spricht der Verfasser von dem Beifall der seinem Buche zu teil geworden und fährt dann fort:

„Beyneben aber seynd zwar freylich auch gewesen, die sich nicht gänzlich vergnüget erzeiget; dannoch aber auß so geringer Ursach, daß ich verhoffen kann, selbige allhier kürzlich zu befriedigen und also zu vollkommnen Frew[n]den meines Wercklins zu machen.

Erstlich derohalben hat der Titel in etwelcher zarten Ohren so hart angeschlagen, daß sie aller-entrustet von diesem Buche ferner nichts hören wollen, mit Vorwand, daß sie keine Atheisten, Machiavellisten oder falsche Politici, sondern gute Christen und also dises Buchs unbedürfftig. Aber wie das? Was entrüstet sie dann der Trutz, der ihnen also nicht geboten? Möchte man sich nicht etwan villeicht mit so schnellem und unreiffem erzeigten Mißfallen bey sonst argwöhnischen notiert machen? Könnte nicht bald ein Leichtgläubiger die Gedanken schöpfen, daß derjenige sich nit allein als getrutzt und außgefordert, sonder auch schon als angegriffen und getroffen befinde, welcher also behend den Schild der Entschuldigung vorwirft? Ist mein Büchlein zu deren Wider-Aufhelfung gerichtet, welche in die Tiefe des Unglaubens gesunken, wie viel mehr wird selbiges die zwar noch stehende, aber von dem Apostel sich vor dem Fahl zu besorgen gewahrnete understützen? Bist du den Atheisten, Machiavellisten und falschen Politicis recht von Hertzen feind, so wird gewißlich Dich mein Büchlein wol bedienen, als welches diesen, deinen Feinden, den Trutz thut bieten.

Zum 2 ist auch die Poeterey nicht Aller Ohrten recht willkommen gewesen. Diß kann ich gar wol glauben, alldieweilen die Poeten auch bey mir in keiner sonderer Achtbarkeit. Für dißmal aber ward ich gezwungen, mich zu schicken, also leichter bei den Freunden der Poeten einen Zutritt zu haben. Welches mir dann hoffentlich mit keinem Grund wird zu verdenken seyn, bevorauß weilen die Poeterey in meinem Wercklin gar nit die Substanz, sonder nur ein Accidens, nicht der Kern, sonder allein die Heulschen ist; deme dann dise mißebeliebet, der ersättige sich mit jenem.

Zum 3 hab ich bey einem oder dem andern mein Werklein selbst verkleinert, in deme ich selbiges mit denen

sogenannten Romantzen-Bücheren verglichen; bey solchen dann meinem Wercklein die genommene Ehr, nach Schuldigkeit wiederumben zu erstatten, so bekenne ich hiermit offentlich, daß ermelte Vergleichung (nach dem Sprüchwort) hinket und zwar merklich nicht allein darumben, daß die eigentliche Romantzen-Bücher nichts als lähre Dichtungsheulschen (ohn allen Kern einiger nutzlicher Lehre) einhalten, sondern weilen auch all eigentliche Romantzen-Dichtungen allzu vil gefiderte und über alle Möglichkeit heraußfliegende Hirngrillen und pure nichtige Lufftgedichte seynd; entlichen auch weilen solche Romantzen-Bücher ein rechter Höllischer, alle Tugend versteckender Saamen aller Liechtfertigkeit. Hingegen aber hoffe ich, es werden alle Welt Erfahrne, (die mein Werklein abgelesen,) bekennen, daß mein Dichtung nicht allein ein lähr und fruchtlose Hülschen, sonder zumahlen also auch in der Warheit gegründet seye, daß solche mit geringer Abenderung in ein Geschicht zu verstellen wäre; der reiffer nachgedenket, wird befinden, daß in meiner Dichtung, als auf einer Schaupinnen der jetzige Weltlauf gespillet und nebent der Schönheit der Tugent auch der Lasteren Häßligkeit vorgestellet wird, zu mehrer Bestättigung dessen besitze den Schlüssel, und daß also schlüßlich zwischen dem eigentlichen Romantzen und meinem Büchlein eben der Underschied anzutreffen, welcher sich zwischen dem Fewr und Wasser, Liecht und Finsternuß und dem Gifft und Tyriaca befindet. So ist dann der wol ein Kind, der mein Büchel förcht, scheuhet und hasset, wegen der Larven einer anscheinenden Romantzen Ahrt, mit welcher es vermummet."

Der Verfasser hat gemäß dem letzten Abschnitt in seinem ebenerwähnten Vorbericht jedem der drei Teile seines Romans einen sogenannten „Schlüssel" beigegeben, d. h. ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Namen der im Romane vorkommenden Personen und der symbolischen

Bedeutung, die er diesen Personen beigemessen wissen will. Als Beispiel hiefür diene der Schlüssel des ersten Teils.

„Die zwar gedichte Hystoria ist ein Schaupinnen (Schaubühne) diser Welt, welche vorstellet die under einander vermischte Tugenden und Laster als nemblichen:

Argulina ist ein Vorbild der gefährlichen Spitzfündigkeit vieler Klüglingen die auch so gar in Glaubens Sachen handgreiffliche Beweißthumben suchen.

Arsidius bedeutet jene subtilste Ehrsucht, und schädlichsten Mißgunst, die insonderheit den Geistlichen nachhebet.

Blantardus in seiner alleinigen Persohn stellet vor den allein in Unwüssenheit bestehenden Irrthumb; welcher leicht zu wenden. Mit und sampt seiner Hofstatt aber stellet er vor die gantze Zunft der heidenmäßigen atheistischen und machiavellistischen Geistern. . . . .

Camillus ist ein Spiegel eines guten und sorgfältigen Hirten. . . . .

Dulcelina vertritt die Persohn der wahren tugendhaften Seelen, die wohl bestritten, aber nicht überwunden wird, weilen einer solchen Gott allezeit Hand obhaltet und alle Verhängnussen zum besten verleytet.

Einsidel in diesem ersuchen wir die Gnad und Einsprechung Gottes, die sich vornehmlich anmeldet, wann die göttliche Hand einen seiner selbst vergessnen Sünder in sich selbsten zu führen mit Unglück berühret.

Gelanora ist ein Lehrmeisterin der trewen Dienstbarkeit, der Beständigkeit wahrer ehelicher Liebe. Der Forcht Gottes zumahlen auch, wie man sich durch auß und in allem in die Göttliche Anordnung zu schicken und zu ergeben habe. U. s. w.

Wir setzen nur noch hieher, wie der Verfasser eine Hauptperson seiner Erzählung symbolisch aufgefaßt wissen will: „Philiarchus, der jüngere," sagt er, „bedeutet under

der Persohn eines unbenennten Ritters die aller Eytelkeit ergebne unbesinte Jugent, was großer Gefahren Leibs und der Seelen solche underworffen. Under dem Namen Philiarchus nachmahlen stellet er vor einen recht eyllen, in Sünden ersoffnen, aber von der Hand Gottes zu seinem Heyl schwerlich getroffnen und letztlich bekehrten Sünder. Im dritten Buch endtlichen under dem Namen Philologus ist er ein Spiegel eines rechten Büßers, als der nach Lehr S. Pauli ad Romanos 6 Cap. V, 19. mit nicht minderem Eyffer sich annimbt um Beförderung der Ehre Gottes, als hitzig er zuvor den Lastern sich ergeben. So ist er auch allhier ein Spiegel der rechten Vernunft." —

Kehren wir am Schlusse unseres Berichtes noch einmal zum Anfang des Romanes zurück. Pater Rudolf hat seinem Werk auch eine Dedikation vorangestellt.

Aber wohl keiner der geehrten Leser dürfte erraten, wem der gelehrte Kapuziner seinen dickleibigen Roman gewidmet hat.

Die Geschmacklosigkeit ist unglaublich, aber sie ist Thatsache, des Pater Rudolf Roman ist — dem lieben Gott gewidmet! Die Widmung lautet: „Dem Ewigen, Unbegreiflichen, Unendlichen Gott, Dem ungebohrnen Ursprung, der niemal angefangenen Gottheit. Aller Dingen allmächtigen Schöpfer und Allerhöchsten Herren, Gott dem Vatter, dem von Ewigkeit gebohrnen ganz gleichen Ebenbild des ungebohrnen Lebens, Dem Wort und Macht, durch welche Alles aus nichts erhoben, Dem Erlöser der Welt, Gott dem Sohn, dem weder Gebährenden noch Gebohrnen, vom Gebährenden aber und Gebornen herfürgehenden und den Vatter und den Sohn verstrickenden gleich ewigen Liebs-Band. Dem des Gebährenden und Gebornen süßeste Seligkeit — Dem Liecht aller Wahrheit dem Alles heiligenden Gott, dem H. Geist — Der allervollkommensten Dreifaltigen Einigkeit und einigen aller-

heiligsten Dreifaltigkeit. Meinem Einigen gnädigsten und barmherzigsten Herren und Gott."

Aber damit noch nicht genug. In einer fast neun Seiten langen Zuschrift wendet sich der Verfasser an Gott: „Dir ist bekannt (allwissender Gott) was Maaßen Deine vernünfftige Geschöpf, welche von Dir (höchste Sonnen der unendlichen Weisheit) was mehreres bestrahlet, pflegen die Frücht deren von Dir allein (als der Quellen alles Guten) erlangter Gelehrtheit zu dedicieren und zuzuschreiben etwan einer mit nit gemeiner Vortrefflichkeit ausgeziehrter und mit sonderbahrem Tugend-Ruff weit und viel berüchtigter Persohn; einer Seits dazu bewogen (nach Zeugnuß eigner Bekanndtnuß) von schuldiger Dankbarkeit wegen genossenen großen Gutthaten oder wegen verspührter absonderlicher Wohlgewogenheit und Gunst, oder hierzu veranlaßt von ihrer tragender Pflicht, also ein gebührende Ehrerbietig- sammbt unterthänigster Dienstwilligkeit zu bezeugen, oder aber endlichen hierzu verreitzet, als ein sonderbare Zuneigung und was größere Liebe zu erklären."

Der Pater spricht dann über die weiteren Gründe, welche gewöhnlich die Autoren veranlassen, ihre Werke irgend jemandem zu dedicieren. Alle diese Gründe seien für ihn Veranlassung, sein Werk Gott zu widmen: „Als erstlichen, weilen diß gegenwärtige Werklein die primitive und Vorschutz Deiner auf mich (sonsten unfruchtbarisste Erden) ausgesprengten Gnaden Samens, die dann allerbillich ist dir (als dem einigen rechtmäßigen Herren) allein solle dediciert, auffgeopferet, geschänkt und also zu Ehren gewidmet werden. Die andere Ursach ist, weilen dies Werklein ein Gab Deiner unendlichen Freigebigkeit, darumben dann ich allhier vor dir (meinem und der ganzen Welt allgemeinen Richteren) gegen allen großgünstigen Leseren dieses gegenwärtigen (und künfftigen Wercken) fein rund in allweg und auf das kräftigist will

proteſtirt und mich erklärt haben, daß ich mit Dedicierung und Zuſchreibung diſes und aller folgenden Werken meinem Herrn und Gott die anvertraute Gaaben nach Erforderung aller Vernunfft, Recht und Billichkeit allein wiederumben heimſtelle."

Schließlich unterzeichnet ſich der Pater mit den Worten: Befihle mich endſchlüßlich deiner Vätterlichen Obmacht, Lieb, Gunſt und Wohlgewogenheit und verbleibe Deiner göttlichen Majeſtät

unwürdiges Geſchöpff
F. R. S. C.

Man mag es wohl glauben, daß des Pater Rudolf Roman, wie das wunderliche, faſt an Blasphemie ſtreifende Widmungsſchreiben verſichert, die Erſtlingsſchrift des Verfaſſers geweſen iſt. Ohne Hinzurechnung eines Quantums jugendlicher Naivetät iſt dieſe Dedikation wohl kaum erklärlich. Doch dürfte immerhin, erwägt man den großen Umfang des Gaſſerſchen Romanes und betrachtet man denſelben auch nur als Arbeit der Feder, das Werk vor dem dreißigſten Lebensjahre des Verfaſſers kaum vollendet und dieſer demnach um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts geboren worden ſein.

Nur zu einer Bemerkung über das Buch des Pater Rudolf ſei dem Verfaſſer vorliegender Zeilen ſchließlich das Wort noch geſtattet.

Das wunderliche Buch „Außforderung zu einem Zweikampf" ꝛc., iſt, wie man auch über dasſelbe in künſtleriſcher Beziehung urteilen möge, ein kulturgeſchichtlich in hohem Grade beachtenswertes Werk! Es zeigt aufs neue und auf einem Gebiete, auf dem das bisher noch wenig beachtet worden: daß die römiſche Kirche auch bis zum Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die alte ſchon ſeit den Anfängen der deutſchen Litteratur verfolgte Taktik nicht aufgegeben hat: die weltliche Kunſt zu bekriegen

und selbst deren eigenste Mittel, auch wenn dieselben ihr eigentlich gänzlich entgegen, zu ihren Zwecken zu verwenden und sich dienstbar zu machen.

Die vorstehenden Mitteilungen waren eben geschrieben und einem Kreise von litterarischen Freunden vorgelegt worden, als, unter diesen, Herr Dr. Hermann Escher, Oberbibliothekar der Stadtbibliothek zu Zürich, den Verfasser auf die « Chronica provinciae helveticae ordinis S. P. N. Francisci Capucinorum » (auctore P. Pio cognomine Meiero). Solod. 1884, aufmerksam machte. Eine Reihe höchst erwünschter Notizen über den Pater Gasser findet sich in der That daselbst Seite 420:

« P. Rudolphus Suitensis baptizatus est anno 1646 religionem ingressus anno 1667. Absolutis studiis Lucernae, Suitii, Solodori, Mediolani saepius concionator ordinarius et Guardianus, catholicae fidei verbis et scriptis propugnator acerrimus, plura typis edidit opuscula polemico-apologetica contra acatholicos, maxime contra d. Henricum Fäsi ministrum verbi in Niderurnen et contra praeconem Tigurinum Claudium Schobinger in Oetenbach, Capucinum (Pater perfectus), apostatam. Hic operibus Rudolphi commenta contra S. P. Franciscum, ordinem Capucinorum et totam ecclesiam catholicam opposuit cum titulo „Der schlimme Alchymist P. Rudolf Gasser von Schweitz". Pie requievit Rudolfus Suitii anno 1709 die 23 Februarii. »

Wir haben also hiermit auch Geburts- und Todesjahr unseres Paters gefunden, und überdies einige Notizen über die Jugend- und Studienzeit des Mannes. Bezeichnend ist, daß auch die „Chronica" des Kapuzinerordens des Gasserschen Romanes mit keiner Silbe Erwähnung

3 0112 062040982

thut. Ein neuer Beweis für die leider unbestreitbare Thatsache, daß der „schönen Litteratur" bei uns immer noch viel zu wenig Beachtung geschenkt wird, während doch, wie auch die vorstehenden Mitteilungen darthun dürften, gerade aus ihr für die allgemeine Kulturgeschichte bisweilen nicht unbedeutende Resultate zu gewinnen sind.

Ende.